

Nr. 274. Bromberg, den 27. November 1930.

Petra.

Die Geschichte eines jungen Mädchens.

Von Barbra Ring.

20. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Ach, ich stopfe dem Amtsrichter bloß den Mund“, lachte Petra.

„Ola? Wo steckt Ola, Marja?“ versuchte der Amtsrichter zum dritten Male. Aber er sprach so undeutlich und verschwommen, daß selbst der Pastor ein Lächeln nicht unterdrücken konnte. Obwohl er meinte, für ein Arrestationsgeschäft ginge es hier reichlich gemütlich zu.

„Ach so — Ola“, sagte Petra liebenswürdig. „Ja, der sagte so was von daß er nach 'n Walde raufwollte, zu seinem Vater, nich Marja?“

Der Amtsrichter war mit einem Satz vom Tisch auf.

„Ausgerückt?“ pfiff er auf dem Gipfel seiner Stimme. „Und das haben Sie zugegeben?“

Er sah Petra wütend an. Er war jetzt nicht mehr Mann. Er war Richter.

„Ich?“ sagte Petra erstaunt. „Ich hab' bloß Marja nach Haus gebracht, weil sie bange war, allein zu gehen. Und weil Herr Pastor gestern keine Zeit hatte. Der Pastor hatte mit den Jungs zu reden, nicht ich.“

Der Pastor wurde sehr rot im Gesicht. Und die Augen blickten heiß.

„Wenn ich auch gewollt hätte, hätte ich den großen Jung zurückhalten können?“ sagte Petra, als ob sie sich besänne. „Am Ende sind die Olsjungs doch 'n büschen stärker als ich. Aber ich sagte zu ihm, es wär' gut, daß er nach 'n Walde zu seinem Vater ginge, dann wüßten doch Marja und andere Leute, wo sie ihn finden könnten. Ich meinte bloß, wenn sie was von ihm wollten.“

„Also gewarnt haben Sie ihn obendrein auch noch? Ich glaube wahrhaftig Sie sind nicht recht bei Trost“, der Amtsrichter hopste nur so im Zimmer umher. „Also ich fahre jetzt sofort hinauf ins Tal, um ihn zu erwischen.“

Es war ein komischer Eifer. Den Zuckerklumpen schob er wütend aus der einen Backe in die andere, schmelzen wollte er nicht und zu zerbeißen wagte der Amtsrichter ihn nicht. Er ging nach der Tür. Marjas weißes Gesicht sah ihm flehend und in Todesangst nach, aber er sah es nicht. Plötzlich machte er kehrt und knipste.

„Aha, da haben wir vielleicht die Erklärung von Jon Nersnes' Bericht von dem Weib, das vom Teufel totgeschlagen ist. Da ist wohl der Ola nicht weit gewesen, denk' ich. Das Messer hätte er auch gebraucht. Und das Messer sitzt den Olsjungs locker in der Scheide, so klein sie sind.“

Der Amtsrichter sah triumphierend vom Pastor zu Petra und von Petra zu Marja.

Aber da gab die Angst Marja einen Mut, der sie halb sinnlos vom Tisch aufschreckte und mitten in die Stube stieß.

„Nee, nee, das hat mein Jung nicht getan. Nee, dotschlagen nich.“

Sie war so wackelig und wirr, daß Petra sie halten und nach dem Bett führen mußte.

„Stehlen ooch nich, nee, nee, stehlen nich“, flüsterte Marja hastig und scheu.

Petra drückte ihren Mund an Marjas Ohr und flüsterte ihr etwas zu. Marja verstummte. Und streichelte vorsichtig, fast ängstlich über Petras Arm.

„Gehen Sie man. Ich werde schon mit ihr fertig“, sagte Petra.

Und der Pastor säumte nicht, der Aufforderung Folge zu leisten. Er sagte adieu und folgte dem Amtsrichter hinaus. Der Amtsrichter hatte sich selbst in Harnisch gebracht.

„Sie tragen die Verantwortung, Sie tragen die Verantwortung, wenn wir den Kerl nicht finden, Fräulein Petra“, sagte er.

„Bitte“, sagte Petra bierruhig. „Übrigens kriegt der Schuar ja sein Geld wieder.“

„Aber die Gerechtigkeit, die Strafe, Menschenskind. Man führt die Gerechtigkeit nicht an der Nase herum, das werden Sie schon einsehen lernen“, sagte der Amtsrichter bissig.

„Na also. Kann man sie nicht anführen, dann wird sie's wohl selber fertigbringen, den Ola zu finden. Da gibt's doch nix zu schreien“, sagte Petra unerschütterlich.

Der Amtsrichter schmiß die Tür hinter sich zu.

Petra und Marja saßen auf dem Bettrand und hörten das Schlittengebimmel ferner und ferner verhallen, zuletzt verschwand es.

„Weißt du was, Marja, wir haben uns noch 'ne Tasse Kaffee verdient. Aber fix. Ich muß gehen.“

In Marjas weißem Gesicht lag etwas wie ein Schatten eines Lächelns, sie stand auf und ging an den Herd.

Kurz darauf sausten zwei kleine Eschenskier durch den Wald, über den Hauptweg und quer über die Pastorwiese dem Flußhang zu.

Es war fast klar geworden und sehr kalt. Die Sonne saß bleich und schwer hinter der leichten Decke, aber vermochte nicht hervorzubrechen.

*

Unter der grünen Eisdecke gurgelte der Fluß. Da und dort kam er drunter hervor, schwarz und reißend, aber schlüpfte gleich wieder darunter.

Zu beiden Seiten struppiges Ellerngebüsch, trocken und dünn, mit einzelnen Tännchen dazwischen, die dicht und samtgrün aufschossen und sich so breit wie möglich machten. Ein Stück über der Brücke flogen ein Paar Ski über das Flußeis. Ein rotes Kleid hing fest im Ellerngebüsch am andern Ufer und es gab einen langen Ratsch.

„Das kommt davon, wenn man bockig ist“, sagte Petra. Sie riß sich eine Haarnadel aus dem Haar und wickelte den Ratsch darauf, so daß sich das Kleid zusammenschnurpste. Dann weiter am Ufer entlang und den steilen Hang hinauf.

Die Zweige knackten und der Schnee rieselte hernieder, wo sie sich durchbrach.

An einem Birkenwäldchen lag ein spitzgiebliges Verandahaus. Davor eine Neuanpflanzung von Obstbäumen den Hang hinab.

Petra arbeitete sich hinauf mit rotem Gesicht, das Haar in wirrem Gelock um die Stirn. Er kräuselte sich immer so, wenn sie warm und naß war.

Auf der Verandatreppe arbeitete ein altes grünschwarzes Hinterteil sich mit dem Besen die Treppe hinunter, daß der Schnee stob.

Plötzlich brach die Sonne voll durch den Wolkenschleier. Es schimmerte goldig in allen Scheiben, und die kleinen Apfelbäumchen streckten sich mit langen, bläulichen Schatten auf dem Schnee. Es blitzte und glitzerte vom Felde und von den Bäumen, und ein Schock schwarzer Krähen flog von einem Zaun auf und flatterte unter dem leicht nebeligen Himmel dahin. Kra, kra, kra!

Das Hinterteil drehte sich um, ein Arm kam hoch und schirmte gegen die Sonne.

„Himmel, bist du's, Deern."

Alt Marens Stimme war voller Freude.

Die Deern schob die Mütze zurück und prustete.

„Weißt du, was passiert ist, Maren? Ola Ols hat Geld genommen und der Amtsrichter ist hinter ihm her. Aber er kriegt ihn doch nicht. Und ich hab' mich verlobt."

„Du?"

Marens Stimme war voll ungläubiger und geradezu kränkender Verwunderung. Ihre alten, matten Augen sahen an Petra auf und nieder.

„Hast du dein bestes Kleid kaputtgerissen."

Sie kam hin und fingerte an dem Ratsch. Dann sah sie wieder in Petras Gesicht.

„Verlobt? Du? Nee, mien Deern, werd' du man erstmal ein erwachsener Mensch mit Vernunft, eh' du mir so was weismachst."

„Wirklich und wahrhaftig, Maren", sagte Petra. „Mit Per."

„Na ja, mit wem denn sonst", grunzte Maren. Dann richtete sie sich in die Höhe. „Hör' mal zu, mein Deern. Wenn einer Verstand hat und sich allein helfen kann in der Welt, denn sollte er die Mannspersonen man ja in Ruh' lassen. Die annern, die nix taugen, die mögen meineswegen heiraten und all so 'n dumm Tüg machen."

„Du warst doch auch mal verlobt, Maren, wie du jung warst?"

„Der . . ."

Maren blies verächtlich.

„Mit den war nix los. Das hab' ich dich schon mal gesagt."

„Ja, aber Maren . . ."

Petra glitt hinüber und legte ihren Arm zärtlich um den dünnen gelbgrauen Hals mit den weißen Haarzotteln unter dem kleinen, harten Knust im Nacken.

„Du hast mir aber nie erzählt, daß du dich entlobtest, gerade als Mama starb. Aber das hat mir Vater erzählt."

„Dumm Tüg", sagte Maren ärgerlich. „Mach, daß du reinkommst, denn kriegst was Feines zu hören."

Petra schnallte die Ski ab und ging die Treppe hinauf. Aber oben blieb sie stehen.

„Nein, Maren, ich kann heut nicht reingehen. Wenn er nicht mehr da ist. Es war ja doch bloß Vater, der es zu einem Heim dachte", sagte sie leise.

Langsam kam sie die Treppe wieder hinunter.

Maren fegte den Schnee und die Tannenzweige unten weg und brummte etwas Unverständliches.

Petra blieb stehen und sah über das Tal, das jetzt leuchtend wie ein Feiertag dalag in all dem neuen Weiß.

Dort hinten guckte das Pastorhaus hinter der Kirche hervor, das für sie ihr ganzes Leben lang „zu Hause" gewesen war. Sie sah und sah. Es war heut so anders, hinzusehen. Es starrte gleichgültig herüber mit seinen schwarzen Fenstern in dem Weiß. Es winkte nicht mehr, wie es das früher getan hatte. Es hatte ihr nichts zu erzählen.

„Was ich erzählen wollte", weckte Marens gesprungene Stimme sie, „der neue Akzesser bein Amtmann hat hergeschickt, am Sonnabend abend muß einer hier bei uns in Hause sein, da kommt wer von Krischanja, der's vielleicht kaufen will. Als ob ich überhaupt mal von Hause ging", fügte sie indigniert hinzu.

„Kaufen? Dies scheußliche Haus? Wer denn?"

Petra war in hellem Staunen.

„Hat er nich gesagt. Du kommst auch rüber, nich?"

„Aber natürlich komme ich. Denk' doch, Maren, wenn wir soviel Geld kriegten, daß Ulf gleich ins Ausland kann, denn könnte er fixer lernen, weißt du, nich? Aber wer kann das bloß einmal sein, Maren. Sicher einer, der den Amtmann oder den Assessor kennt."

„Wahrscheinlich", sagte Maren. „Willst 'n büschen was zu essen, Kinning?"

„Essen?"

Petra machte plötzlich einen Satz und sah nach der Uhr.

„Ich muß sausen, Maren. Komme zu spät zu Tisch, aber ich hab's nu mal gesagt, daß ich zu Tisch nach H — zu denen komme. Adjüs, morgen gleich nach dem Essen komme ich."

Sie schnallte die Ski an.

„Vielleicht sind's Brustkranke, Maren, weil die Luft hier so mordsgesund ist. Tjüs, Maren."

Das letzte verklang. Sie sauste schon den Hang hinunter unter den Bäumen hin und verschwand unten am Fluß.

„Verlobt. Dumm Tüg", brummte Maren und ging hinein.

*

Pastors saßen schon bei Tisch.

Nichts konnte den Pastor so ärgern, als wenn man zu spät zum Essen kam. Und er konnte die Male zählen, wo Fräulein Felber nicht zu spät gekommen war.

Er sah demonstrativ auf die Uhr, als sie hereinkam, rot und erhitzt von dem eiligen Lauf den Hügel hinauf. Aber das war das Unbegreifliche an Fräulein Felber, daß sie eine Zurechtweisung nie kapierte, wenn sie nicht ganz direkt ausgesprochen wurde. Und auch dann hatte sie meist nur ein munteres Wort und zwei Reihen schimmernder, weißer Zähne als Antwort.

„Ich glaube wirklich, ihr fehlen gewisse ethische Begriffe", sagte der Pastor zu seiner Frau, als sie wieder allein zu Tisch gehen mußten.

„Na ja, nun bleibt sie ja ein Weilchen bei uns — bei dir", sagte Frau Helene, während sie die Suppe auftat.

„Jemand will unser Haus kaufen", platzte Petra heraus. „Einer, der den Amtmann oder den Assessor kennt. Einer aus der Stadt."

„Hoffentlich einer, an dem man ein bißchen Freude haben kann", seufzte Frau Helene, ohne die geringste Neugier zu zeigen.

„Der Assessor erzählte, er erwarte am Sonnabend einen Freund. Er kommt Sonntag mit zu uns", erzählte der Pastor, sich ausschließlich an seine Frau wendend. „Vielleicht ist es der."

„Junge Leute pflegen keine Häuser zu kaufen", sagte Petra. „Aber vielleicht kauft er für jemand anders."

„Sie können sich wohl keinen von Ihren Bekannten denken?" fragte die Frau Pastorin höflich und gleichgültig. „Erwähnten Sie nicht einen Freund von Ihnen, der hierherkommen wollte?" fuhr sie etwas interessierter fort.

Petra antwortete nicht.

Sie machte mit dem Löffel nach dem Munde halbwegs halt und sah Frau Helene an.

Wilhelm Weyer.

Aber wozu in aller Welt sollte Wilhelm Weyer sich ein Haus kaufen. Und woher kannte er den Affen Krag-Petersen. Allerdings kannte Wilhelm Weyer die halbe Stadt und alle möglichen Affenschwänze, also darum. Aber das Haus — nein, da müßte er's schon für jemand anders kaufen wollen.

„Die Männin?"

Nein, die Männin mochte nur in der Stadt und in Badeorten sein.

„Nein", dachte Petra laut und schüttelte den Kopf.

„Doch", beharrte Frau Helene auf ihrer Bemerkung.

Petra antwortete nicht. Sie aß mit einer Schweigsamkeit, die der Pastor bei ihr nicht für möglich gehalten hätte nach den Erfahrungen, die er, seit er sie kannte, an ihr gemacht hatte.

Wenn es nun doch Wilhelm Weyer wär', der morgen käme?

(Fortsetzung folgt.)

Der Fluch, der auf der „Wespe“ lag.

Von Hermann Petersen.

Als im Jahre 1887 das englische Kanonenboot „Wespe“ zu Wasser gelassen wurde, kratzte sich mancher im Dienst ergraute Seebär bedenklich hinter den Ohren. Denn statt glatt von dem Helgen zu gleiten, machte das Fahrzeug einen Augenblick auf seiner Bahn halt und setzte erst dann den Weg fort, um jetzt sicher in sein Element einzutauchen. „Die Sache geht nicht gut“, raunte man sich zu. „Sie fürchtet das Wasser und das Schicksal der anderen „Wespe“. Und man erinnerte sich, daß drei Jahre zuvor ein Kanonenboot gleichen Namens an der irischen Küste bei nicht einmal schlechtem Wetter mit Mann und Maus untergegangen war. Auf ihm hatte ein Fluch gelegen, denn an den Händen eines seiner Matrosen, der einen Kameraden im Streite erstochen, klebte Blut. Was war wahrscheinlicher, als daß dieser Fluch auf die den gleichen Namen tragende Nachfolgerin übergehen würde?

Zunächst schien mit der zweiten „Wespe“ alles in Ordnung zu sein. Der Ausbau ging ohne Zwischenfälle vor sich, und am 21. April 1887 trat das Schiff — ein Fahrzeug von 670 Tonnen Größe, mit sechs Geschützen bestückt und mit der für jene Zeit recht beachtlichen Geschwindigkeit von 13½ Knoten — unter dem Kommando des Schiffsleutnants Bryan J. H. Adamson unter die Flagge. Einen Monat später stach es mit einer Besatzung von 58 Offizieren und Matrosen sowie einer Anzahl überzähliger Offiziere nach dem Fernen Osten in See.

Die „Wespe“ hatte Befehl, nach Singapur zu gehen, dort ein anderes Kanonenboot abzulösen und weiter nach Schanghai zu segeln. Sie traf planmäßig im erstgenannten Hafen ein, wo ihrer bereits ein Befehl der Admiralität aus London harrte, daß die überzähligen Offiziere an Land weitere Weisungen abzuwarten hätten.

Die „Wespe“ setzte die Reise nach Schanghai, für die 16 Tage vorgesehen waren, fort. An sich sollte die Fahrt ohne Unterbrechung durchgeführt werden, doch hatte es sich in der englischen Flotte zur Gewohnheit herausgebildet, auf dieser Strecke Hongkong anzulaufen. Die dortige englische Kolonie pflegte nämlich die sie besuchenden Kriegsschiffe besonders festlich zu begrüßen und hatte auch für Offiziere und Mannschaft des Kanonenbootes ein großes Essen mit Ball vorbereitet. Man war daher in Hongkong einigermaßen erstaunt, als das erwartete Schiff an dem vorgesehenen Tage nicht eintraf. Es kam nicht am folgenden, auch nicht im Laufe der nächsten Woche.

Die Engländer in Hongkong fühlten sich vor den Kopf gestoßen. Zum ersten Male hatte ein englisches Kriegsschiff ihre im ganzen Osten bekannte Gastfreundschaft ausgeschlagen und war direkt von Singapur nach Schanghai gegangen. Ihre verletzte Empfindlichkeit wandelte sich indessen in Besorgnis als nach weiteren 14 Tagen bekannt wurde, daß man auch in Schanghai noch immer vergeblich auf das Eintreffen des Schiffes wartete. Die Erinnerung an die unglückliche erste „Wespe“ tauchte auf. Sollte die Nachfolgerin das gleiche Schicksal erlitten haben?

Man wartete noch eine Woche, dann begann das Kabel zwischen Schanghai, Hongkong und London zu spielen. Aus Australien wurde bekannt, daß ein fürchterlicher Taifun aus den dortigen Gewässern seinen Weg nach der China-See genommen und daß an der Küste der Insel Hoi-Ling eine Flutwelle tausend Menschen verschlungen hatte. Zehn Seemeilen davon waren am Strande von Yoyungkong drei Schiffe gescheitert. Die Befürchtung wuchs, daß auch die „Wespe“ dem Unwetter zum Opfer gefallen sei.

Alle Schiffe der Flotte des Fernen Ostens wurden nun auf die Suche geschickt, aber die wochenlang sehr gründlich und planmäßig durchgeführten Nachforschungen führten zu keinem Ergebnis. Am 7. Dezember mußte sich die Admiralität dazu entschließen, die „Wespe“ als seit dem 16. September verschollen zu erklären. Mit dem Fluch, der auch das zweite Schiff dieses Namens verfolgen sollte, schien es seine Richtigkeit zu haben.

So vergingen Jahrzehnte, als vor einiger Zeit eine englische Missionsgesellschaft, die unter Führung des Reverend Tournet ins Innere Südchinas vorgedrungen war, eine seltsame Entdeckung machte. Man war nach langer Fahrt den Yuenkiang aufwärts und nach weiteren 300 Kilometern Landmarsch durch dichte Wälder eines Abends in ein kleines Dorf mit strohgedeckten Hütten gekommen. Aus einer derselben trat den Reisenden ein dicker Chinese entgegen. Er trug — die Missionare wollten ihren Augen nicht trauen — den verschlissenen Uniformrock eines britischen Marineoffiziers! Die Abzeichen ließen sich kaum noch erkennen, aber offenbar war es der Rock des Schiffsleutnants. In anderen Hütten fanden sich dann noch verschiedene Fetzen Segeltuch und in einer ein modernes Stück Stoff: die Reste einer englischen Kriegsschiffsflagge.

Man brachte die Funde natürlich sofort mit der verschwundenen „Wespe“ in Verbindung, und die Annahme, daß sie von dem verschollenen Kanonenboot stammten, gewann um so größere Wahrscheinlichkeit, als man in dem Uniformrock auf Grund bestimmter Anhaltspunkte das einstige Eigentum des Leutnants Adamson zu erkennen glaubte. Aber wie kam das alles so weit ins Innere Chinas? Die neuen Besitzer wußten von nichts, taten jedenfalls so. Sie selbst mit dem Untergang der „Wespe“ in Verbindung zu bringen, ist schwerlich angängig, denn die Bewohner jener Gegend sind friedliche Ackerbauer, die sich selten weit von ihren Dörfern entfernen. So bleibt als wahrscheinlichste Erklärung, daß chinesische Piraten das Schiff überfielen und dann versenkten, nachdem sie die gesamte Besatzung hatten über die Klinge springen lassen. Die Uniform des Kommandanten und die Schiffsflagge dürften auf einem der dunklen Wege, wie sie nur China kennt, in das Innere des Landes gelangt sein.

Die alten britischen Seebären aber schütteln wieder, wenn das Gespräch auf das unglückliche Kanonenboot kommt, bedeutungsvoll die grauhaarigen Köpfe: „Es ist der Fluch, der auf der „Wespe“ lag, und glauben damit alles erklärt zu haben.

Zuletzt.

Skizze von Alfred Petto.

Als der Streit zwischen den beiden Höfen begann, ging es ursprünglich um einen schmalen Streifen Land, man könnte schon sagen: um ein paar Hände Erde. Das dauerte vierzig Jahre lang. Kein Mensch änderte etwas daran, auch nicht der Ablauf der Zeit. Denn was einmal vergraben wird, darüber häufen die Jahre ihren Schutt und bedecken mit dem Groll das Herz. Es ist unglaublich, daß zwei Menschen vierzig Jahre hindurch, ein ganzes Menschenalter lang, trotzen und hassen können. Zwei Männer, die fast die gleichen Wege Tag um Tag gehen müssen, übers Feld, durchs Dorf, zur Kirche, ins Wirtshaus . . .

Und beide wurden über die Achtzig. Der Trotz schien sie hart wie Stahl gehämmert und gegen das Vergängliche sein unempfindlich gemacht zu haben.

Der Roßbauer starb zuerst. —

Dreiundachtzig Jahre alt, mit sieben Kindern und vierundzwanzig Enkelkindern als Erben. Die Roßbäuerin hatte der Tod vor Jahren geholt, als die Ruhr im Dorfe wütete. Sie war eine stille, arbeitsame Frau gewesen, die den Armen Gutes tat und an dem Streit der Männer schwerer trug als beide zusammen genommen.

Der Roßbauer starb an einem nassen und müden Herbsttag. Der Wind jagte die welken Blätter von den Pappeln im Hof. Die Wolken trieben schwarz und tief dahin, wie wandernde Wellen. Im Westen stand eine kränklich gelbe Wand über der untergehenden Sonne. An den spitzen Giebelhäubchen der Häuser hing ein fahler Widerschein.

Der Roßbauer lag im Oberstübchen aufgebahrt. Vier Kerzen brannten an seinem Sarge. Das kleine Stübchen war voll von schwerem, bitterem Herbstblumengeruch. Über den Balken bröckelte die Kalkwand, wie harte Knochen kam das Holz hervor. Ich stand eine Weile bei dem Toten. Wenn einer so stirbt, wie der Roßbauer gestorben ist, hat man beim Hinschauen ein mehr feierliches und festliches Empfinden als Tränen und Mitleid. Das braune Gesicht war freilich etwas wächsern, über den Schläfen und Backenknochen lag die Haut dünn und durchsichtig. Die Augen

waren in sich versunken, nach innen gewandt. Es hing noch so viel Leben an dem Roßbauern, daß keiner erschrak. Nur seine Hände und Finger waren so lang und knochig und gelb, daß man meinte, der Tod habe ihn hier zuerst angefaßt. Den ganzen Tag hindurch kamen Leute aus dem Dorf herausgepilgert, den Roßbauern mußte jeder sehen. Bis spät in die Nacht hinein dauerten die Besuche. Auch noch am anderen Morgen. Gegen Abend kam niemand mehr.

Da trat einer ganz zum Schluß ein. Als sie den Sarg fast schon schließen wollten. Da tauchte plötzlich der Unterhofbauer in der Pappelallee auf, die zum Roßhof führte. Es war ein Sturm, als seien alle Höllengeister los. Der Unterhofbauer, er kommt näher.

Wirklich, er ist's. Der Wind fällt ihn von der Seite an, daß man glaubt, er werfe ihn jeden Augenblick wie einen dürren Halm um. Im Roßhof sind die Kinder alle am Fenster. „Himmel! — er kommt wirklich!" Sie wissen nicht, wie ihnen mit einem Male ist; wie ein Wunder, der Unterhofbauer . . . seit vierzig Jahren . . . und jetzt . . . Er kommt die Pappelallee hinunter gestapft. Lang, hager, müde wie ein Trunkener. Und der garstige Wind zaust ihm den roten Bart zur Seite, und die welken Blätter von den Bäumen flattern phantastisch um ihn her.

Und wie er näher kommt — man sieht schon sein kurzes Bein, das Holzbein —, überläuft es die Kinder kalt und eisig. Als komme irgend ein unheimlicher Gast. Jetzt hören sie die Tür gehen, den Schritt im Flur — — —

Er klopft an.

„Herein!" ruft einer, und die Stimme will ihm nicht recht über die Lippen. Die andern stellen sich unwillkürlich zusammen, vor den langen Tisch, mit dem Rücken gegen das Fenster, die Tür geht auf, langsam, als öffne sich plötzlich eine fremde Tür.

Der Unterhofbauer kommt herein.

„Guten Abend!" Seine Kehle ist trocken.

Er blickt mit den rotunterlaufenen, alten Augen von einem zum anderen. Er sieht keinen und alle. Es ist still, daß man ein paar laute Atemzüge hört. Fast fühlt man zwanzig erregte Herzschläge. Die Kinder starren den Unterhofbauern an, verkriechen sich im Dunkeln. Der Bauer nimmt die Pfeife aus dem Mund, steckt sie ein, räuspert sich. Eine der Schwiegertöchter gibt ihm einen Stuhl. Er ist müde, er läßt sich darauf nieder. Seine langen, schmalen Schenkel stehen weit in die Stube hinein. Der Mantel liegt naß auf den Knien. Es ist eine Erlösung, als er jetzt spricht:

„Nichts für ungut, ich möchte nur etwas erfüllen, was mir schon lange am Herzen liegt!"

Man hört heraus, daß er den Satz oft genug vor sich hingesprochen hat. Und doch — so bettelt ein Vagabund um ein Stück Brot.

Darauf muß er husten. Es klingt hohl und weit.

Sie haben ihn alle verstanden, sie spüren diese Last von vierzig Jahren plötzlich nicht mehr; als sprängen alle Tore in ihnen sperrangelweit auf, durch die eine Freude, ein Jubel einzieht. In allen löst sich die Spannung, dieses feindliche, verdächtige Beobachten und Hinhorchen. Und einer öffnet ihm die Tür. „So kommt!" sagt er, und seine Stimme ist laut. Er nimmt ihn am Arme, aber der Unterhofbauer reißt sich los. So alt ist er noch nicht, daß man ihn führen muß. Tupp — Tupp klingt das Holzbein die Treppe hinauf. Oben bleibt er stehen, vor der Tür, durch deren Risse Licht herauskommt. Irgendwie sträubt sich etwas in ihm . . .

Dann steht er vor dem Toten. Hält das Käpplein in der Hand. Seine Jacke riecht nach Rauch und Tabak.

Und alle stehen hinter ihm, in der Tür, an den Wänden, in den Ecken. Keiner spricht ein Wort; sie starren den Bauern an. Der steht weit vornüber gebeugt. Seine Hände liegen ineinander. Seine Augen laufen an dem Toten auf und ab und bleiben dann an dem Angesicht haften, lange. Ein Gemisch von Spähen und Güte und Reue liegt in ihnen.

Draußen jault der Wind in den Pappelbäumen.

Der Unterhofbauer nimmt die eine der Totenhände, wie sie sich kalt und fahl in die andere verkrampft, drückt sie, murmelt — knurrt —

„Alter Kamerad —!"

In der dunklen Stube ist nur das Knistern der Kerzen und diese alte, schwere Stimme. Die Frauen, die Töchter und Schwiegertöchter des Roßbauern flennen laut heraus, und die Männer haben nasse Augen und schnüffeln . . .

Der Unterhofbauer hat ein verklärtes Lächeln. Dies Gesicht ist so fleckig und zerknittert, daß man dies Lächeln nur erraten kann. Und dann nimmt er das Zweiglein, taucht es in das Glas und zeichnet das Kreuz über den Roßbauern.

Er geht wieder. Tupp — tupp — tupp klopft sein Schritt die Treppe hinab. Langsam und unsicher. Keiner vermag ein Wort des Dankes zu sagen. Es ist, als sei ein Wunder in diesem Totenstübchen geschehen, als leuchteten die Kerzen noch einmal so hell . . .

Und jetzt stapft der Unterhofbauer wieder unter den rauschenden Pappelbäumen und fliegenden Blättern. Er sieht sich nicht mehr um. Und zwanzig Gesichter stehen an den Fenstern und folgen ihm, wie er den Hof verläßt.

Vierzig Jahre sind ein Menschenalter . . .



Bunte Chronik



* **Der Aufruhr der Königinnen.** Vor einem halben Jahre wurde Fräulein Bruyan zur Modekönigin von aPris feierlich gewählt. Das junge Mädchen wurde von der Festjury als Vorbild der Schönheit, Anmut und Eleganz einstimmig anerkannt. Fräulein Bruyan war früher als Mannequin in einem großen Modesalon in Paris tätig. Nachdem sie zur Schönheitskönigin erkoren war, wurden ihr die größten Erfolge in ihrer weiteren Karriere versprochen. Darauf kündigte sie ihre Stellung und setzte große Hoffnungen auf die Versprechungen, die ihr gemacht wurden. Die bittere Enttäuschung kam: Vier Monate hindurch mußte die Schönheitskönigin ein Hungerleben führen. Es erwies sich, daß der Titel einer Schönheitskönigin von Paris heute nicht mehr die Ernährung seiner Trägerin sichern kann. Fräulein Bruyan entschloß sich, den Festausschuß der Pariser Stadtverwaltung und die Jury zu verklagen. Sie verlangte 40 000 Frank Schadenersatz. Das Gericht hielt diese Summe für übertrieben, gab aber der Klägerin im Grunde genommen recht und sprach ihr auf Kosten der Beklagten 10 000 Frank zu. Diese gerichtliche Entscheidung hat bereits unvorhergesehene Folgen gezeitigt. Die Nachfolgerin von Fräulein Bruyan, die neue Königin, Mademoiselle Taponnier, reichte eine ähnliche Klage ein. In den Modekreisen von Paris wird nun behauptet, daß die vielen anderen Königinnen — Miß und Mademoiselle — denselben gerichtlichen Weg beschreiten wollen. Den Veranstaltern von allerlei Schönheitswettbewerben wird bei dieser Sachlage nichts anderes übrig bleiben, als auf diese Konkurrenzen zu verzichten. Der Aufruhr der Schönheitsköniginnen kann ihnen sonst sehr teuer zu stehen kommen.

Lustige Rundschau

* **Bruchrechnen.** Das kleine Lieschen kann das Bruchrechnen nicht begreifen. Um es der Kleinen verständlich zu machen, gibt der Lehrer folgendes Beispiel: „Sieh mal, Lieschen. Nehmen wir mal an, Mutter kauft eine Wurst im ganzen. Dafür muß sie sechs Mark bezahlen. Das ist ihr aber eine zu große Ausgabe, deshalb läßt sie genau die Hälfte einer Nachbarsfrau ab. Was hat diese dafür zu zahlen?" — Lieschen denkt eine ganze Zeit darüber nach, dann sagt sie: „Drei Mark fünfzig." — „Wieso drei Mark fünfzig? Die Wurst geht doch in zwei Hälften, und die Hälfte von sechs Mark ist doch drei." — „Ja", sagt Lieschen, „aber Mutter schlägt immer noch eine Kleinigkeit auf."

* **Immer bei der Wahrheit bleiben!** „. . . und dann hat er mich aus dem sechsten Stock geworfen, Herr Richter!" — „Also das ist eine ganz unverschämte Lüge, Herr Richter! Es war bloß der fünfte!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.